

»Ist sie verrückt?«, fragte Josua.

»Morgens scheint es ihr dann gut zu gehen. Sie singt, wenn sie Frühstück macht.«

Josua nickte, war wohl zufrieden, dass Wahnsinn auch vergehen konnte. »Früher haben wir in Ägypten gewohnt«, sagte er.

»Nein, habt ihr nicht, das ist zu weit. Sogar noch weiter als der Tempel.« Weiter als beim Tempel von Jerusalem war ich als Kind noch nicht gewesen. In jedem Frühling machte sich meine Familie auf den fünftägigen Marsch zum Passahfest nach Jerusalem. Er schien mir ewig zu dauern.

»Wir haben hier gewohnt, dann waren wir in Ägypten, jetzt wohnen wir wieder hier«, sagte Josua. »Es war ein weiter Weg.«

»Du lügst, es dauert vierzig Jahre, bis man in Ägypten ist.«

»Nicht mehr. Jetzt ist es näher.«

»Steht in der Thora. Mein Abba hat es mir vorgelesen. ›Vierzig Jahre wanderten die Israeliten durch die Wüste.«

»Die Israeliten hatten sich verirrt.«

»Vierzig Jahre lang?« Ich lachte. »Die Israeliten müssen ganz schön blöd sein.«

»Wir sind die Israeliten.«

»Sind wir?«

»Ja.«

»Ich muss meine Mutter suchen«, sagte ich.

»Wenn du wiederkommst, lass uns Moses und Pharao spielen.«

Der Engel hat mir anvertraut, dass er den Herrn fragen will, ob er Spider-Man werden darf. Dauernd sitzt er vor dem Fernseher, selbst wenn ich schlafe, und er ist ganz besessen von dieser Geschichte mit dem Helden, der Dämonen von Dächern aus bekämpft. Der Engel sagt, das Böse sei jetzt größer als zu meiner Zeit, und deshalb seien auch größere Helden nötig. Die Kinder brauchen Helden, sagt er. Ich glaube, er will sich nur in roten Strumpfhosen von den Häusern schwingen.

Außerdem: Welcher Held könnte die Kinder dieser Welt beeindrucken, mit ihren Maschinen, den Medikamenten und Entfernungen, die nicht mehr zu sehen sind? (Raziel: noch keine Woche hier, und schon würde er das Schwert Gottes hergeben, um der Netzschwinger zu werden.) Zu meiner Zeit waren unsere Helden rar gesät, aber sie waren real ... Mancher von uns konnte sogar seine Herkunft bis zu ihnen zurückverfolgen. Josua spielte immer die Helden – David, Josua, Moses – und ich die Bösen: Pharao, Ahab und Nebukadnezar. Hätte ich einen Schekel für jedes Mal, da ich als Philister erschlagen wurde, nun, dann

müsste ich so bald kein Kamel mehr durchs Nadelöhr reiten. Wenn ich zurückdenke, wird mir klar, dass Josua für das übte, was aus ihm werden sollte.

»Lass mein Volk ziehen«, sagte Josua als Moses.

»Okay.«

»Du kannst nicht einfach ›Okay‹ sagen.«

»Nicht?«

»Nein, der Herr hat dein Herz gegenüber meinen Forderungen verstockt.«

»Wieso hat er das getan?«

»Ich weiß nicht, hat er einfach. Also, lass mein Volk ziehen.«

»Kein Stück.« Ich verschränkte meine Arme und wandte mich ab, wie jemand, dessen Herz verstockt war.

»Siehe, wie ich diesen Stab in eine Schlange verwandle. Und jetzt lass mein Volk ziehen!«

»Okay.«

»Du kannst nicht einfach ›Okay‹ sagen.«

»Wieso? Das war ein ziemlich guter Trick mit dem Stab.«

»Aber so geht das nicht.«

»Okay. Nie im Leben, Moses, dein Volk muss bleiben.«

Josua schwenkte seinen Stock vor meiner Nase. »Siehe, ich werde dich mit Fröschen plagen. Sie werden dein Haus und auch dein Schlafgemach bevölkern und an deine Sachen gehen.«

»Und?«

»Und das ist verheerend. Lass mein Volk ziehen, Pharao.«

»Ich mag Frösche irgendwie.«

»Tote Frösche«, drohte Moses. »Haufenweise dampfende, stinkende, tote Frösche.«

»Oh, in dem Fall solltest du lieber dein Volk nehmen und von dannen ziehen. Ich muss sowieso noch ein paar Sphinxe und so was bauen.«

»Verdammt, Biff, so geht das nicht! Ich hab noch mehr Plagen für dich auf Lager.«

»Ich will auch mal Moses sein.«

»Das kannst du nicht.«

»Wieso nicht?«

»Ich hab den Stock.«

»Oh.«

Und so weiter und so fort. Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Bösewichter ebenso gern gespielt habe wie Josua die Helden. Manchmal rekrutierten wir unsere kleinen Brüder für die verabscheuungswürdigeren Rollen. Josuas kleine Brüder Judas und Jakobus spielten ganze Völker, etwa die Sodomiten vor Lots Tür.

»Schick die beiden Engel raus, damit sie uns kennen lernen können.«

»Das tue ich nicht«, sagte ich, denn ich spielte Lot (einen Guten, aber nur, weil Josua die Engel spielen wollte), »doch habe ich zwei Töchter, die von Männern noch nichts wissen. Die könnte ich euch vorstellen.«

»Okay«, sagte Judas.

Ich warf die Tür auf und führte meine imaginären Töchter heraus, um sie den Sodomiten vorzustellen ...

»Nett, Sie kennen zu lernen.«

»Hoherfreut.«

»Ganz meinerseits.«

»SO GEHT DAS NICHT!«, rief Josua. »Ihr sollt versuchen, die Tür einzutreten, und dann schlage ich euch mit Blindheit.«

»Dann zerstörst du unsere Stadt?«, sagte Jakobus.

»Ja.«

»Lieber würden wir Lots Töchter kennen lernen.«

»Lass mein Volk ziehen«, sagte Judas, der erst vier war und die Geschichten oft noch durcheinander brachte. Der Exodus gefiel ihm am besten, weil er und Jakobus Krüge mit Wasser über mir ausgießen durften, wenn ich meine Soldaten auf der Jagd nach Moses durchs Rote Meer führte.

»Genau«, sagte Josua. »Judas, du bist Lots Frau. Geh und stell dich da rüber.«

Manchmal musste Judas die Rolle von Lots Frau übernehmen, egal, welche Geschichte wir gerade spielten. »Ich will nicht Lots Frau sein.«

»Sei still. Salzsäulen können nicht sprechen.«

»Ich will kein Mädchen sein.«

Unsere Brüder spielten immer die weiblichen Rollen. Ich hatte keine Schwestern, die ich hätte quälen können, und Josuas damals einzige Schwester Elisabeth war noch ein Säugling. Das war, bevor wir die Magdalena kennen lernten. Mit der Magdalena änderte sich alles.

Seit ich belauscht hatte, wie meine Eltern darüber sprachen, dass Josuas Mutter geisteskrank sei, habe ich sie oft beobachtet und nach Anzeichen gesucht, doch schien sie wie alle anderen Mütter ihren Pflichten nachzugehen, die Kleinen zu versorgen, den Garten zu bestellen, Wasser zu holen und Essen zu bereiten. Es machte nicht den Eindruck, als kröche sie mit Schaum vor dem Mund auf allen vieren herum, wie ich erwartet hatte. Sie war jünger als viele der Mütter und erheblich jünger als ihr Mann Josef, der nach den Maßstäben unserer Zeit ein alter Herr war. Josua sagte, Josef sei nicht sein richtiger Vater, aber er wollte nicht sagen, wer sein Vater war. Sobald das

Thema aufkam und Maria in Hörweite war, rief sie Josh und hielt einen Finger an ihren Mund, dass er schweigen sollte.

»Noch ist es nicht so weit, Josua. Biff würde es nicht verstehen.«

Wenn ich nur hörte, wie sie meinen Namen sagte, hüpfte mir das Herz im Leibe. Schon früh entwickelte ich als kleiner Junge eine Liebe zu Josuas Mutter, die mir Phantasien über Heirat, Familie und Zukunft bescherte.

»Dein Vater ist alt, was, Josh?«

»Nicht zu alt.«

»Wenn er stirbt, heiratet deine Mutter dann seinen Bruder?«

»Mein Vater hat keine Brüder. Wieso?«

»Nur so. Wie würdest du es finden, wenn dein Vater kleiner wäre als du?«

»Ist er nicht.«

»Aber wenn dein Vater stirbt, könnte deine Mutter jemanden heiraten, der kleiner ist als du, und der wäre dann dein Vater. Du müsstest tun, was er sagt.«

»Mein Vater wird nie sterben. Er ist ewig.«

»Das sagst du so. Aber ich glaube, wenn ich ein Mann bin und dein Vater stirbt, dann nehme ich deine Mutter zur Frau.«

Josua zog ein Gesicht, als hätte er in eine unreife Feige gebissen. »Sag so was nicht, Biff.«

»Es ist mir egal, dass sie verrückt ist. Ich mag ihren blauen Schleier. Und ihr Lächeln. Ich werde dir ein guter Vater sein. Ich lehre dich, Steinmetz zu werden, und ich schlage dich nur, wenn du frech wirst.«

»Lieber würde ich mit Aussätzigen spielen, als mir das noch weiter anzuhören.« Josua wandte sich ab.

»Warte. Sei nett zu deinem Vater, Josua bar Biff«, – mein Vater hat mich stets bei meinem vollen Namen gerufen, wenn er etwas betonen wollte – »ist es denn nicht das Wort Mose, dass du mich ehren sollst?«

Klein-Josua machte auf dem Absatz kehrt. »Mein Name ist nicht Josua bar Biff und auch nicht Josua bar Josef. Ich bin Josua bar Jehova!«

Ich sah mich um, hoffte, niemand hätte ihn gehört. Ich wollte nicht, dass mein einziger Sohn (ich plante, Judas und Jakobus in die Sklaverei zu verkaufen) zu Tode gesteinigt wurde, weil er Gott gelästert hatte. »Sag das nicht noch mal, Josh. Ich werde deine Mutter nicht heiraten.«

»Nein, wirst du nicht.«

»Tut mir Leid.«

»Ich vergebe dir.«

»Sie wäre sicher eine ausgezeichnete Geliebte.«

Lasst euch von niemandem erzählen, der Fürst des Friedens hätte nie jemanden geschlagen. In jenen frühen Tagen, bevor er war, was aus ihm werden sollte, hat mir Josua mehr als einmal eine ordentliche Schelle verpasst. Dieses war das erste Mal.

Maria sollte meine einzig große Liebe bleiben, bis ich die Magdalena sah. Sollte das Volk von Nazareth Josuas Mutter für verrückt gehalten haben, so wurde aus Respekt vor ihrem Gatten Josef kaum jemals etwas davon laut. Er war weise, was das Gesetz anging, die Propheten und die Psalme, und es gab nur wenige Frauen in Nazareth, die das Abendessen nicht in einer seiner polierten Schalen aus Olivenholz auftrachten. Er war gerecht, stark und weise. Die Leute sagten, er sei einst Essener gewesen, einer dieser mürrischen, asketischen Juden, die für sich blieben und weder heirateten noch sich das Haar schnitten, aber er nahm an deren Versammlungen nicht teil und hatte sich – im Gegensatz zu ihnen – die Fähigkeit zu lächeln bewahrt.

In jenen frühen Tagen sah ich ihn nur selten, denn er arbeitete meist in Sephoris, baute Häuser für die Römer, die Griechen und jüdische Großgrundbesitzer jener Stadt, doch jedes Jahr, wenn das Fest der Ersten nahte, legte Josef seine Arbeit in der Festungsstadt nieder und blieb zu Hause, um Schalen und Löffel zu schnitzen, die er dem Tempel spenden wollte. Während des Festes der Ersten war es Sitte, erste Lämmer, erstes Korn und erste Früchte den Priestern des Tempels zu weihen. Selbst erstgeborene Söhne, die in jenem Jahr zur Welt gekommen waren, wurden dem Tempel geweiht, entweder indem man versprach, dass sie später, wenn sie älter wären, für die Priester arbeiten sollten, oder durch ein Geldgeschenk. Handwerker wie mein Vater und Josef durften Dinge geben, die sie herstellten, und in manchen Jahren fertigte mein Vater Mörser und Stößel oder Mahlsteine als Tribut, während er in anderen einen Zehnten in Form von Münzen zahlte. Manche Leute gingen für dieses Fest auf Pilgerfahrt nach Jerusalem, aber da es nur sieben Wochen nach dem Passahfest stattfand, konnten sich viele Familien die Reise nicht leisten, und ihre Gaben gingen an unsere schlichte Dorfsynagoge.

Während der Wochen vor dem Fest saß Josef vor seinem Haus im Schatten der selbst gebauten Markise und bearbeitete knorriges Olivenholz mit Dechsel und Beitel, während Josua und ich zu seinen Füßen spielten. Er trug die einteilige Tunika, die wir alle trugen, ein Viereck aus Stoff mit einem Halsloch in der Mitte, gegürtet mit einer Schärpe, so dass die Ärmel bis zu den Ellbogen reichten und der Saum bis zu den Knien ging.

»Vielleicht sollte ich dem Tempel in diesem Jahr meinen Erstgeborenen schenken, was meinst du, Josua? Würde es dir nicht gefallen, nach den Opferungen den Altar zu reinigen?« Er lächelte vor sich hin, ohne von seiner Arbeit aufzublicken. »Du weißt,